



Zwi

„Integration kann man nicht verordnen, sie muss sich ergeben“, meint Vera Pereira.



Vera Pereira

Geboren am 2. März 1980 in Portugal, kam Vera Pereira im Alter von zwei Jahren nach Luxemburg, durchlief hier das komplette Schulsystem und studierte Bauingenieurwesen. Die Mutter einer einjährigen Tochter ist bei Arcelor-Mittal beschäftigt. Sie spricht neben Portugiesisch Luxemburgisch, Französisch, Deutsch, Spanisch und Englisch. In ihrer Freizeit engagiert sich die 30-Jährige in einem Trachtenverein.

Man tickt vielleicht in Detailfragen ein bisschen anders. Aber im Alltag macht es absolut keinen Unterschied, ob du als Jugendlicher portugiesische Wurzeln hast oder klassisch in einem Luxemburger Haushalt aufgewachsen bist. Ich glaube, die Probleme und Sorgen sind zumindest in der zweiten und dritten Generation überall die gleichen. Das hat mit der Nationalität nur wenig zu tun.“

Vera Pereira kommt gleich auf den Punkt. Umwege sind ihre Sache nicht. Sie ist das, was man auf Neudeutsch mit „taff“ umschreibt. „Vielleicht hat mein Temperament etwas mit den portugiesischen Wurzeln zu tun“, mutmaßt sie. „Ansonsten fühle ich mich perfekt in dieses Land integriert.“ Aufgewachsen ist die Tochter eines Maurers und einer Putzfrau in Luxemburg. „Ich war zwei Jahre alt, als meine Mutter meinem Vater hierher folgte. Das war keine leichte Zeit“. Vera Pereira erzählt von der viel zu kleinen Wohnung in Pfaffenthal, wo selbst fließendes Wasser keine Selbstverständlichkeit war. Sie erinnert sich daran, dass ihre Eltern quasi immer nur Kontakt mit Portugiesen hatten – der Sprache wegen. Noch heute können sich beide fast nicht auf Luxemburgisch verständigen.

Integrationshelfer Schule. Ganz im Gegensatz zu ihren Kindern. Sowohl Vera Pereira als auch ihre beiden Brüder Nuno (29) und Mike (18) sprechen akzentfrei Luxemburgisch. Den Hang zur Mittlersprache Französisch haben allerdings sowohl Vera Pereira als auch ihr Bruder Nuno behalten. „Das mag daran liegen, dass wir seinerzeit eher französisches Fernsehen geschaut haben. Das Französische war uns immer irgendwie näher als Luxemburgisch oder Deutsch.“ Ganz anders bei Bruder Mike. Dem gefiel das deutsche Fernsehen immer besser. „Wahrscheinlich liegt das an Super RTL und dem Kinderkanal. Die hat er nämlich regelrecht verschlungen“, erzählt Vera Pereira lächelnd. Dramatische Unterschiede zwischen einer luxemburgischen und einer portugiesischen Familie kann die 30-Jährige nicht ausmachen. Vielleicht seien die Portugiesen

ein bisschen familienbetonter, sei der Zusammenhalt innerhalb der Familie ein wenig größer, zählt sie auf. „Doch es gibt noch einen wesentlichen Unterschied“, lacht Vera Pereira: „Ich konnte nie verstehen, dass in vielen luxemburgischen Familien abends

Portugiesen in Luxemburg schen zwei Ländern

Fotos: Guy Wolff

immer nur kalt gegessen wird. Bei uns Portugiesen gibt es abends immer eine warme Mahlzeit. Das ist schon ein dramatischer Unterschied.“

In puncto Sprachen waren die Fronten zu Hause klar abgesteckt. Vera Pereira: „Wir haben nur Portugiesisch gesprochen, aber schon in der Spielschule war Luxemburgisch Pflicht, später in der Schule sowieso. Ich habe mir da auch nie wirklich Gedanken darüber gemacht. In meinem Freundeskreis sind so viele Nationen vertreten, dass sich diese Frage einfach nicht stellt.“ Dass sie sich damit grundlegend von der Elterngeneration unterscheidet, ist der Bauingenieurin, die bei Arcelor-Mittal arbeitet, durchaus bewusst. „Papa und Mama hatten es viel schwerer. Sie sind in ein fremdes Land gekommen, wollten Geld verdienen.“ Genau darum sei es damals gegangen, nicht um irgendwelche Integrationsphantasien. Diese Fragen hätten sich erst viel später gestellt. Vera Pereira: „Irgendwann kommt der Punkt, an dem man sich damit beschäftigt, was werden soll. So war es auch bei meinen Eltern.“ Während Papa Manuel unbedingt wieder nach Portugal zurück will, steht das für Mama Fernanda überhaupt nicht zur Disposition. Verstehen kann Vera Pereira beide Positionen. „Die komplette Verwandtschaft meines Vaters lebt in Portugal, während meine Mutter hier zumindest ein paar Angehörige hat.“ Gelöst ist der Zielkonflikt indes bis heute nicht. „Wir warten einfach ab, was geschieht“, gibt sich die Tochter des Hauses betont gelassen.

Sie selbst sieht ihre Zukunft in Luxemburg. Sie mag Portugal, findet das Land wunderschön. Aber Heimat? „Nein, ich bin hier in Luxemburg zu Hause“, sagt die Mutter einer kleinen Tochter. „Luxemburg ist wesentlich strukturierter als Portugal. Wenn sie jemals auf dem portugiesischen Konsulat hier waren, wissen Sie innerhalb von drei Minuten, was ich meine.“ Der bürokratische Kraftakt könnte mit ein Grund gewesen sein, warum Vera Pereira vor vier Jahren Luxemburgerin geworden ist. Der Hauptgrund war es aber nicht. „Ich fühle mich wohl hier, bin hier groß geworden. Insofern war es nur konsequent, die luxemburgische Staatsbürgerschaft anzunehmen.“ Der Nationalitätenwechsel verhinderte allerdings nicht, sich weiterhin intensiv mit der portugiesischen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Vera Pereira ist Präsidentin der „Grupo Etnográfico do Alto Minho“, einer Art Trachtenverein, der Folkloretänze in farbenfrohen Kostümen aufführt. „Auch das schafft kulturelle Identität und verbindet Menschen über Nationalitätengrenzen hinweg“, sinniert Vera Pereira.

Sprachenvielfalt als Chance? Die leidige Diskussion über die Integrationsfähigkeit der Portugiesen im Land ist ihr indes

ein Dorn im Auge. „Klar kann ich verstehen, dass gerade ältere Leute verärgert darüber sind, dass sie in fast jedem Geschäft, fast jedem Restaurant nur Französisch reden können, weil das Personal kein Luxemburgisch kann.“ Das habe allerdings weniger mit den Portugiesen zu tun als mit den französischen und belgischen Grenzgängern, für die es naturgemäß einfacher sei, sich auf Französisch statt auf Luxemburgisch zu unterhalten. Bei jüngeren Leuten geht ihr das Verständnis für die ewige Sprachendiskussion völlig ab. „Jeder, der das Schulsystem hier durchlaufen hat, kann Luxemburgisch, Französisch, Deutsch, viele auch noch Englisch. Da wird es doch wohl möglich sein, sich zu verständigen“, ist Vera Pereira überzeugt. Bei ihr zu Hause ist Portugiesisch „Amtssprache“. Ihr Partner ist erst 1996 nach Luxemburg gekommen. „Paolo versteht zwar Luxemburgisch, Konversationen mit Nicht-Portugiesen finden allerdings fast immer auf Französisch statt.“ Töchterchen Eva wird auf Portugiesisch erzogen. Für die selbstbewusste Mutter kein Widerspruch zum Gedanken der Integrationsförderung. „Spätestens, wenn sie in den Kindergarten geht, wird sie Luxemburgisch lernen. Integration läuft nicht nach einem Muster ab. Sie ergibt sich einfach.“

Jochen Kuttler

Lesen Sie weiter auf den folgenden Seiten.

Mit rund 80 000 Menschen sind sie die größte ausländische Gemeinschaft in Luxemburg. Während ältere Portugiesen sich mit der Integration manchmal schwer tun, sucht die Generation der Nachkommen ihren eigenen Weg zwischen beiden Welten. Vier Beispiele unter vielen.



Vera Pereira ist Präsidentin der „Grupo Etnográfico do Alto Minho“, einem Verein, der Folkloretänze in traditionellen Kostümen aufführt.

Foto: privat

Portugiesen in Luxemburg

Identität ist etwas Kom

Staatsbesuch

Vom 7. bis 9. September 2010 besuchen Großherzog Henri und Großherzogin Maria Teresa Portugal.

Marco Godinho stellte bereits an vielen Orten aus, so auch 2009 in Lille, während Fábio im gleichen Jahr erstmals beim Off-Theaterfestival in Avignon auftrat.

Fotos: privat

Eigentlich ist August ja nicht der beste Monat, um Interviewtermine mit Luxemburgs portugiesischen Mitbürgern auszumachen. Viele fahren dann nach Portugal, um Verwandte und Freunde zu besuchen, nach dem Rechten zu sehen oder einfach nur, um wieder die Luft der alten Heimat zu schnuppern. Bei Marco (32) und Fábio (24) Godinho ist es eher umgekehrt: Der Beruf des einen, das Studium des anderen führen dazu, dass man sie außerhalb der Ferienzeit gar nicht so oft in Luxemburg antrifft, wo sie groß geworden sind: Marco lebt als Künstler zum Teil in Paris, und Fábio bereitet sich gerade auf das letzte Jahr seines Theaterstudiums in der französischen Hauptstadt vor.

Acht Jahre trennen die Brüder, die beide in Portugal geboren wurden. Marco war zehn, als die Familie 1988 von Ribatejo, einer Region nordöstlich von Lissabon, nach Luxemburg zog, wo Vater Godinho Arbeit im Baugewerbe fand. „Der Umzug nach Luxemburg war meine erste Auslandsreise überhaupt, und ich verstand auch gar nicht, wieso wir überhaupt weg mussten“, erzählt er. Doch ein Kind sehe die Dinge eben anders. In Luxemburg hätte es dann natürlich zunächst Anpassungsprobleme gegeben: „Ich war damals im vierten Schuljahr, musste beim

Deutschunterricht aber dort anfangen, wo die luxemburgischen Erstklässler beginnen.“

Vier Sprachen an einem Tag. Überhaupt sei die Sprache die größte Barriere, fügt er schnell hinzu: „Wenn du nicht Luxemburgisch sprichst, dann fühlst du dich unter Altersgenossen schnell ausgeschlossen.“ Dies sei Ansporn genug gewesen, die Landessprache schnell zu lernen. Obwohl zu Hause in der Familie nach wie vor Portugiesisch gesprochen wird.

Sein Bruder Fábio hatte diese Sorgen nicht. „Ich war ja erst zwei, als wir ein neues Leben in Luxemburg anfangen“, berichtet er, „und Erinnerungen an Portugal habe ich deshalb kaum.“ Da er bereits in der „Crèche“ und in der Spielschule ständig in Kontakt mit luxemburgischen Kindern gewesen sei, hätten ihm die Sprachen überhaupt keine Probleme bereitet. Die sprachliche Situation in Luxemburg sei schon eine ganz besondere: „Wo gibt es das sonst, dass du an einem Tag drei bis vier Sprachen gebrauchst und je nach Situation ständig von der einen zur anderen wechselst?“

Die Geschwister besuchten nach der Primärschule in Echternach das „Lycée technique des Arts et Métiers“ in der Hauptstadt. Für beide war schon früh klar, dass sie einen künstlerischen Beruf ergreifen wollten. Marco Godinhos Weg führte anschließend an die Kunsthochschulen von Nancy, Lausanne und Düsseldorf. Die Ausbildungskultur sei in jedem Land eine andere, und jede Etappe seines Studiums sei deshalb eine Bereicherung für ihn als jungen Künstler gewesen, schwärmt er von seinen Lehrjahren. Die Frage nach der Integration stellt sich für ihn eigentlich heute nicht mehr so sehr: „Ob du in Berlin, Paris oder anderswo arbeitest und ausstellst: Du wirst dort vor allem als Künstler gesehen, nach deiner Nationalität wird nicht gefragt.“

Überall zu Hause. Längst hat sich Marco Godinho international einen guten Namen gemacht, mit zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen in Frankreich, Luxemburg und Portugal, aber auch in Italien, Norwegen, Finnland, Polen und anderen Ländern. Dass er so gefragt ist, hängt wohl auch damit zusammen, dass Marco als Künstler in allen Medien und Ausdrucksformen zu Hause ist: von der Malerei über die Fotografie und Grafik bis zur Rauminstallation. Eine Vielfältigkeit, die, so meint er, sich aus der Vielsprachigkeit und Multikulturalität ergebe, die seine Lebenssituation geprägt habe.

Ob er sich heute mehr als Portugiese oder als Luxemburger fühle, ist eine Frage, die der unkomplizierte wirkende Künstler auf Anhieb nicht beantworten kann. „Ich bin der Meinung, dass Identität nichts mit Nationalität zu tun hat“, sinniert er. „Sie setzt sich aus den unterschiedlichsten Lebenserfahrungen





plexes

zusammen und ist deshalb etwas Komplexes – so wie ja auch die Welt eine sehr komplexe ist.“

Für Fábio dagegen ist klar: „Ich fühle mich mehr als Portugiese, und würde auch gerne einmal in Portugal leben. Vielleicht entspricht dies einem persönlichen Nachholbedürfnis, da ich mein Herkunftsland, von einigen kurzen Aufenthalten abgesehen, gar nicht kenne“, sucht er eine Erklärung für diesen Wunsch.

Vom „Micro d'or“ nach Avignon. Die meiste Zeit verbringt er heute in Paris, wo er seit vier Jahren an den „Cours Florent“ eine Schauspielausbildung und an der Sorbonne ein Studium der Theaterwissenschaft absolviert. „Schon als kleiner Junge habe ich gerne getanzt, gesungen und Gitarre gespielt“, erzählt er. Eine frühe Passion, die ihm 2004 den ersten Preis beim „Micro d'or“ der portugiesischen Gemeinschaft in Luxemburg eingebracht hat. „Mit einem selbst komponierten Lied – doch das ist lange her“, fügt er mit einem schelmischen Lächeln hinzu, das den 24-Jährigen viel jünger aussehen lässt, als er eigentlich ist.

Da Bruder Marco das Terrain zu Hause bereits mit seinem ungewöhnlichen Berufswunsch – „das Künstlerleben birgt ja viele materielle Unsicherheiten“, gesteht er – vorbereitet hatte, konnte auch Fábio den Eltern klar machen, dass er unbedingt Schauspieler werden wollte. Den unmittelbaren Ansporn dazu lieferte seine Teilnahme an einer Produktion des TNL, der Musikkomödie „School Boulevard“. „Sprache, Musik und körperlicher Ausdruck kommen im Theater zusammen, und das ist das, was mich daran so fasziniert“, so seine Begründung.

Im Off-Programm des Theaterfestivals von Avignon hat Fábio Godinho in diesem Jahr eine eigene Inszenierung vorgestellt, in der er auch selber mitwirkte, und für die er die Musik geschrieben hatte: „Le privilège des chemins“ des portugiesischen Autors Fernando Pessoa. Doch obwohl er sich heute in Paris sehr wohl fühlt, würde er gerne auch in Luxemburg arbeiten: „Die Szene, die in den letzten Jahren hier entstanden ist, bietet gute Möglichkeiten, neue Sachen zu entwickeln und auszuprobieren.“ Vielleicht sogar könnte sich eine weitere Zusammenarbeit mit dem größeren Bruder ergeben: Beide hatten vor zwei Jahren im „Instituto de Camões“ ein gemeinsames Projekt vorgestellt. Der Titel: „Sometimes be here and there at the same place“ – manchmal hier und dort am selben Ort sein. Möglicherweise sagt das ja auch aus, dass das Identitätsgefühl aus dem Innern kommt und nichts mit Ländern und Nationen zu tun hat.

Jean-Louis Scheffen

Lesen Sie weiter auf den folgenden Seiten.

„Identität hat nichts mit Nationalität zu tun“, hat Marco Godinho (rechts) festgestellt.



Die Brüder Godinho

Marco Godinho, Jahrgang 1978, ist freischaffender Künstler und lebt heute in Luxemburg und Paris. Sein Bruder Fábio, 1986 geboren, studiert Theaterwissenschaft und Schauspiel in Paris. Beide sind 1988 als Kinder mit ihren Eltern nach Luxemburg gekommen und fühlen sich gut hier integriert.

Silvia Matias
fühlte sich noch
nie diskriminiert,
höchstens von
den eigenen
Landsleuten.



Silvia Matias

Silvia Matias wurde am 17. September 1976 geboren und hat eine zweijährige Tochter. Die Architektin arbeitet im Architekturbüro ihres Lebensgefährten. Sie spricht Luxemburgisch, Portugiesisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Spanisch.



Nur das

Der Garten ist noch nicht fertig“, sagt Silvia Matias fast entschuldigend, als sie uns in das lichtdurchflutete Wohnzimmer führt, dessen eine Wand komplett verglast ist und den Blick auf ein ummauertes Grundstück mit einem wunderschönen alten Kirschbaum freigibt. Die Einrichtung ist puristisch. Klare, strenge Formen, Schiebelemente aus Holz statt Wänden mit Türen.

Wir setzen uns in filigrane, niedrige, schwarze Sessel. Zwischen uns auf dem Parkettboden purzelt die knapp dreijährige Charlotte. Silvia Matias ist Architektin, genau wie ihr Lebensgefährte Michel, in dessen Architekturbüro sie arbeitet. Für eine Portugiesin in Luxemburg ist der Beruf nicht schlecht, würden vorurteilsbehaftete Menschen vielleicht denken. Sie hat es zu etwas gebracht. Sind ihr solche Klischeevorstellungen gegenüber Portugiesen vertraut?

„Nun, es gab in der Primärschule ein einschneidendes Erlebnis: Kurz vor der Aufnahmeprüfung für die weiterführende Schule stand für mich fest, dass ich das Athenäum besuchen wollte. Doch eine der Lehrerinnen redete auf meine Mutter ein, mich in eine Schule in Arlon zu schicken. Mit der Begründung ‚Sie wird ohnehin Sekretärin werden!‘. Meine Mutter war unglaublich wütend.“

Architektin statt Sekretärin. Es gab aber auch gegenteilige Erlebnisse. Als sie in der Septième den Jahresdurchschnitt nicht schaffte, wollte Silvia vom „Athénée“ zum „Lycée technique“ wechseln, weil sie der Mut verließ, das klassische Lyzeum weiter zu besuchen. „Einer meiner Lehrer verbot mir quasi, die Schule zu verlassen. Er ermutigte mich, meinen Weg weiter zu gehen und meinte, dass ich es genau so gut wie die anderen schaffen könnte. Ich sei nur etwas lernfaul.“

Silvia interessierte sich schon mit zwölf Jahren für Architektur, kaufte sich schon damals Fachzeitschriften. Nach dem Abitur absolvierte sie ihr Studium in Lüttich und verließ die Uni 2003 mit dem Diplom in der Tasche. Danach arbeitete sie im Büro der namhaften Architektin Tatiana Fabeck. Mittlerweile ist sie Mitarbeiterin des Architekturbüros ihres Lebensgefährten Michel Heisbourg und dessen Geschäftspartner Bob Strotz. Als Teilzeitkraft, schließlich ist da noch Charlotte, ein süßer Fratz mit blonden Locken.

Die 33-Jährige plant am liebsten Wohnhäuser. Im Moment arbeitet sie an der Renovierung eines bestehenden Hauses und an einem Neubau. Selbst-

Portugiesen in Luxemburg

Blut ist portugiesisch

verständlich hat das Paar auch das eigene Wohnhaus im Stadtteil Limpertsberg umgebaut.

Silvia Matias ist eine kleine, zierliche Frau mit offenem Lächeln, die keinen Zweifel daran lässt, dass sie etwas genau so meint, wie sie es sagt. So misstraut man ihr auch keine Sekunde, als sie sagt: „Ich fühle mich als Luxemburgerin.“ Natürlich besitze sie die doppelte Staatsbürgerschaft. „Mit Portugal habe ich nur mein Blut gemeinsam.“ Klare Worte. Andererseits – die junge Frau wurde in Luxemburg geboren, sie denkt und träumt auf Luxemburgisch, hat Portugal nie als Heimat erlebt.

„Nein, ich muss es weiter ausführen, damit Sie mich nicht falsch verstehen“, korrigiert sie sich. „Mit Blut ist natürlich auch mein Charakter und mein Temperament gemeint. Sobald ich portugiesisch spreche, rede ich viel lauter und meine Stimme geht automatisch hoch. Ich lache viel, bin gerne unter Leuten, ich weine, wenn ich traurig bin, egal ob Leute dabei sind oder nicht. Alles Eigenschaften, die Südländer so an sich haben. Und auf mein südländisches Blut bin ich deswegen ganz stolz.“ Seit sieben Jahren hat sie die Heimat ihrer Eltern nicht mehr besucht, doch sie würde gerne Michel und Charlotte Portugal zeigen. „Es ist ein schönes, sehr interessantes Land.“

„Meine Mutter erzählt mir heute noch, dass ich als Kind immer herumposaunt hätte, ich wolle auf keinen Fall eine portugiesische Oma werden, weil die immer schwarz angezogen seien, viel weinen und Kopftücher tragen würden. Luxemburgische Omas hingegen hätten gefärbte Haare und seien immer schön geschminkt.“ Silvia lacht. Sie sei auf dem besten Weg, eine portugiesische Oma zu werden, denn sie schminke sich ganz selten und sei meistens schwarz angezogen.

Einen portugiesischen Freund wollte sie schon als Jugendliche nicht haben. „Nichts gegen portugiesische Jungs, aber es war dieses Bild in meinem Kopf ‚Frauen haben bei portugiesischen Männern nicht viel zu sagen‘, das mich abschreckte. Die Zeiten haben sich aber zum Glück geändert.“

„Geheimsprache“ Luxemburgisch. Als Schulkind sprach Silvia relativ schnell Luxemburgisch und Deutsch. Sie hatte immer luxemburgische Freundinnen und schaute darum auch viel deutsches Fernsehen. Ein gutes Sprachtraining. Ihr Vater und ihre Mutter, die 1969 und 1972 nach Luxemburg kamen, sprechen nach wie vor zu Hause Portugiesisch und außer Haus, wenn sie sich mit anderen Nationalitäten unterhalten, Französisch. Ihre Mutter habe zwar die luxemburgische Sprache in Kursen erlernt, traue sich aber nicht sie zu sprechen, erzählt Silvia.

Mit ihrem „großen Bruder“ Carlos – er ist dreieinhalb Jahre älter als sie – spricht Silvia Luxemburgisch. „Als wir noch Kinder

waren, war es unsere ‚Geheimsprache‘, da unsere Eltern es nicht verstanden“, lacht sie. Die Sprache sieht Silvia als größtes Integrationshindernis. Sie hat das Gefühl, dass die Probleme meistens von den Portugiesen ausgehen. „Die Jugendlichen behaupten, dass die Luxemburger sie nicht mögen, aber sie sprechen auch kein Luxemburgisch. Schlimmer noch, sie unterhalten sich untereinander statt auf Portugiesisch auf Französisch.“ Viele Landsleute ihrer Eltern seien nach Deutschland ausgewandert – und würden Deutsch sprechen. „Es funktioniert, wenn es nur eine einzige Sprache gibt. Doch hierzulande existieren zu viele Sprachen nebeneinander, man braucht kein Luxemburgisch zu können, um sich zu verständigen.“

Ihrer Ansicht nach ist der Integrationsprozess in den vergangenen Jahren jedoch vorangeschritten. Beide Bevölkerungsgruppen gingen respektvoller miteinander um. „Die Luxemburger sind daran gewöhnt, dass die Portugiesen am liebsten Sardinen verzehren und dass es ständig nach Essen riecht“, meint sie verschmitzt. Ausgegrenzt fühlte sich Silvia von Luxemburgern nie, erklärt sie nachdenklich. „Um es krass auszudrücken: Ich fühlte mich eher von den Portugiesen diskriminiert. Manchmal, in der Schule, haben sie mich angeschaut, wie eine, die nichts mit ihnen zu tun haben will. Vielleicht lag es auch an mir. Ich kann es nicht erklären.“

Martina Folscheid

Als Kind posaunte Silvia Matias (hier mit ihrer Tochter Charlotte und ihrem Lebensgefährten Michel) herum, sie wolle niemals eine portugiesische Oma werden.

